



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Tagebuch.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

T a g e b u c h.

I.

A u s W i e n.

I.

Die Reise des Kaisers; Festlichkeiten; der Bürgermeister von Meidling; Unfälle. — Ein Pergament. — Eine Gaunergeschichte. — Ein Melodramstoff. — Reform der österreichischen Marine; die Bandieras. — Herr von Holbein und der König von Preußen.

Unsere Blätter sind jetzt voll von Berichten über die Reise des Kaisers nach Triest, welche um so größeres Aufsehen erregt, als das Reisen nicht im Geschmack des Monarchen liegt, der nur selten die Hofburg zu Wien oder das Lustschloß von Schönbrunn verläßt. Seit seinem Regierungsantritt im Jahre 1835 hat Kaiser Ferdinand außer den nothwendigen Krönungs- und Huldigungsreisen nach Böhmen und Italien und dem langen Aufenthalt in Preßburg bei Eröffnung des gegenwärtigen Landtags die Hauptstadt nicht verlassen, was in gewisser Beziehung ohne Zweifel sehr wohlthätig ist, denn Fürstenreisen kosten viel Geld! — Die Feierlichkeiten, welche die an der Eisenbahnlinie nach Gloggnitz gelegenen Städte und Ortschaften zum Empfang des kaiserlichen Paares vorbereitet hatten, waren zum Theil vergeblich, weil die Reise so rasch und ohne Unterbrechung fortgesetzt wurde, daß Manches unberücksichtigt bleiben mußte. Im Bahnhofe zu Meidling, wo Se. Majestät die Eisenbahn betrat, ward er von einer Deputation empfangen, an deren Spitze der dortige Bürgermeister stand, der sich vergeblich abmühte, seine sorgfältig einstudirte Anrede zu halten. Nachdem er es zu wiederholten Malen versucht, seiner Suada die Zügel schießen zu lassen, und er dabei doch niemals über den Titel: Durchlachtigster Kaiser! hinauskam, unterbrach der Kaiser die peinliche Ceremonie mit dem scherzhaften Rath, er möge auf die kleinen Schulmädchen Acht haben, die in weißen Festgewändern

dastanden, damit sie sich an der kühlen Herbstluft nicht erkälten. Der Cicero von Meidling verstand diesen Gnadenvink und verschluckte seine Rede, die ohnedem nichts Neues gesagt haben würde. — Einen ungünstigen Eindruck haben einige Zwischenfälle, die sich während des kurzen Aufenthalts ereigneten, nach dortigen Mittheilungen auf die hohen Reisenden gemacht, besonders auf das Gemüth der Kaiserin, welches so leicht erschüttert wird und allen Ahnungen zugänglich ist. Vor ihren Augen haben mehrere Menschen durch den Umsturz eines leichtsinnig errichteten Sitters mit gemauerten Pfeilern schwere Verwundungen erlitten, als eben die Truppen der Garnison über den Platz defilirten. Den zweiten Tag schlug ihr beim Heraustritt aus der Festhalle die helle Lohe eines in Brand gerathenen Brauhauses entgegen, deren rother Widerschein die grauen Mauern der nahen Pfarrkirche mit einem unheimlichen Gluthschimmer übergoß. — Bei dem zu Ehren des Monarchen veranstalteten Feste wurden kriegerische Spiele im mittelalterlichen Geiste von geharnischten Männern ausgeführt und der Gegensatz der eisernen Herrlichkeit des steiermärkischen Ritterthums mit der modernen Eleganz der Uniformen und Staatskleider soll ein sehr pikantes Bild geboten haben. Die Anordner des Festes hatten im Saale auch einige staatsrechtliche und historische Curiositäten der Steiermark anzubringen gewußt, deren Anblick vielleicht auf manches Antlitz ein diplomatisches Lächeln hinzuberte. Wir verstehen darunter nicht etwa die Reichchronik von Hornek, auch nicht den colossalen Silberpocal, welcher der Landschadenbund heißt, sondern jenes gelbgraue Pergamentbuch, das noch immer da ist, nachdem bereits Alles verschwunden, was darin steht. Dieses Pergament, das sich ausnahm, wie ein politisches Gespenst der Vorzeit, ist die Landhandveste Dttokar's, des heldenkühnen Böhmenkönigs, der dem Bürgerkönig seiner Zeit, dem milden und klugen Habsburg, erlegen. Dttokar hatte diese Verfassungsurkunde den steiermärkischen Ständen ausgestellt, und seitdem mußten die in derselben ausgesprochenen Rechte von allen steierischen Herzogen feierlich beschworen werden, bevor ihnen der Huldigungseid geleistet wurde. Die Unterdrückung der Reformation hat auch hier die Veranlassung gegeben, die Fürstengewalt auf Kosten der ständischen Gerechtsame zu verstärken, doch blieb die Beschwörung der Verfassung bis auf Kaiser Karl VI. im Gebrauch. Dieser Kaiser war der letzte Herzog von Steiermark, welcher die von Dttokar verliehene Verfassung des Landes eidlich anerkannte, mit seiner Tochter Maria Theresia unterblieb dieser ohnehin blos zur leeren Ceremonie herabgesunkene Act gänzlich und kam von dieser Zeit an nicht mehr in Aufnahme. Was nützt auch solches Formenspiel mit Dingen, aus denen nun doch einmal der Geist entwichen; wäre der Geist, in dem diese Landhandveste verfaßt ist, wirklich vorhanden, er würde sich wohl schon einen neuen Leib geschaffen haben.

In den Kreisen der hiesigen Geldwelt macht jetzt ein Vorfall großes Aufsehen, der einem der ersten Wiener Banquiers dreizehntausend Gulden C. M. gekostet hat. Zu dem Wechsel, Herrn C., kam nämlich in diesen Tagen ein Fremder mit einigen Ordensbändern im Knopfloch, der, nachdem er im Laufe des Gesprächs seine Vertrautheit mit den innersten Verhältnissen der angesehensten Banquierhäuser in Berlin und Hamburg bewiesen hatte, demselben erklärte, er sei eben durch ein Zusammentreffen widerwärtiger Umstände in eine gepresste Lage gerathen, worin er dreizehntausend Gulden dringend benöthige. Da der Fremde seine Angelegenheit sehr plausibel darzustellen wußte und der Banquier wohl hoffen mochte, sich durch diesen gewagten Dienst lucrative Connexionen zu gewinnen, so ging er in die Falle. Der Fremde, der sich als preussischer Justizrath eingeführt und als solcher zu legitimiren gewußt hatte, war von dieser Stunde an verschwunden. Es ist hier weniger der pecuniäre Verlust, was dabei in Anschlag zu bringen, als der unschmeichelhafte Ruf, sich haben dupiren zu lassen, was einen Kaufmann immer am meisten schmerzt.

Ein anderes Ereigniß, dessen Schauplatz unsere Stadt kürzlich gewesen, würde in Paris gewiß binnen vierzehn Tagen zu einem effectvollen Melodrama umgestaltet worden sein, denn es spielt sehr stark in das Hochroth der Romantik, obschon ich dessen Wahrheit vollkommen verbürgen kann. Zwei junge Schottländer, Studierende von Edinburgh, langten auf ihrer Continentalreise hier an und wohnten im Gasthose zum „weißen Roß“ in der Leopoldstadt. Sie hatten Empfehlungsbriefe an einen hier lebenden Regierungsrath, der es sich angelegen sein ließ, die jungen Männer in die hiesige Welt einzuführen. An einem Nachmittage erkundigt sich einer von ihnen bei dem Wirthe um einen passenden Badeort und wird zur Schwimmschule gewiesen. Abends erscheint er nicht wieder, und sein Bruder läßt sich damit vertrosten, er werde wohl in's Theater gegangen sein. Nach einer schlaflosen Nacht eilt der zärtliche Bruder am frühen Morgen auf das Polizeiamt, wo bereits die Kleider und Kostbarkeiten des Verschwundenen deponirt waren, die ein Polizeiamt in den Praterauen am Donauufer gefunden hatte. Bei dem Anblick dieser Kleider bricht der Engländer mit einem Schrei des Schreckens zusammen und als derselbe wieder zur Besinnung kommt, hat er — den Verstand verloren. Hier, wo die Bande des Familienlebens ziemlich locker sind, können viele Leute diesen maßlosen Bruderschmerz nicht begreifen, weniger seltsam aber wird er solchen erscheinen, die die sittliche Reinheit und Strenge des englischen Familienbandes kennen, denn in diesem Punkte sind die Engländer ohne alle Widerrede das Muster der übrigen Nationen.

Die österreichische Marine geht einer gänzlichen Reorganisation entgegen, indem die in Folge der bekannten Desertion der Seeoffiziere

Bandiera und Moro eingeleiteten kriegsgerichtlichen Untersuchungen einen moralischen Zustand enthüllt haben, der nur durch eine durchgreifende Reform geheilt werden kann. Die Abtheilung für die Marineangelegenheiten des kaiserlich königlichen Hofkriegsrathes beschäftigt sich eben sehr eifrig mit Ausarbeitung der betreffenden Vorschläge, welche demnächst dem Kaiser zur Genehmigung vorgelegt werden sollen. Als eine vorläufige Maßregel ist die Versetzung des Obercommandanten, des Admirals Marchese von Paulucci, in den Ruhestand und die gleichzeitige Ernennung des Erzherzogs Friedrich zum Admiral und Chef der österreichischen Kriegsmarine zu betrachten. Die Untersuchung ist noch lange nicht geschlossen, und wenn auch die Resultate ihrem ganzen Inhalte nach nicht bekannt werden sollten, wie man dies hier schon gewohnt ist, so werden die Hauptergebnisse davon wohl in den Vorkehrungen zu erkennen sein, welche man zu ergreifen für nöthig finden dürfte. Das Schicksal der beiden Bandiera erregt, wie groß auch ihre Verblendung und ihre Pflichtvergessenheit sein mochte, dennoch Bedauern, und die österreichische Regierung hat sehr weise gehandelt, daß sie nicht auf der Auslieferung der Flüchtlinge bestanden und somit den neapolitanischen Behörden die blutige Vollstreckung des Urtheils zugewälzt hat. Der Vater dieser Unglücklichen wird allgemein als ein tüchtiger Krieger und Seemann geschildert, der, wie viele andere alte Offiziere der österreichischen Armee, unter den Adlern Frankreichs gedient und 1815 in österreichischen Militärdienst kam. Seitdem man weiß, daß sein väterlicher Einfluß auf seine Söhne nur gering gewesen und diese schon mit der Muttermilch das stolze venetianische Aristokratenblut getrunken haben, das in zweifachem Haß gegen die Deutschen und gegen die monarchische Regierung entbrannt, erregt seine Stellung um so mehr das tiefste Mitleid, weshalb man auch dem Gerücht Glauben zu schenken geneigt ist, welches den Viceadmiral Baron Bandiera von aller Schuld rein wäscht und ihm die Anerkenntniß seiner Unschuld in Aussicht stellt. Die beklagenswerthe Mutter weiß noch immer nicht die ganze schreckliche Wahrheit und wähnt ihre Söhne im offenen Kampfe gefallen. Sie läßt zahllose Seelenmessen in Venedigs Kirchen ablesen und sieht in den Geopferten ruhmvolle Märtyrer der republikanischen Sache.

Herr von Holbein ist von seiner deutschen Entdeckungsreise früher zurückgekehrt, als er beabsichtigt hatte, indem der unerwartete Besuch des Königs von Preußen in Wien seine Anwesenheit nothwendig zu machen schien. Der König hat das Hofburgtheater und das Schloßtheater in Schönbrunn besucht, und in beiden wurden dem Verehrer der Antigone und des Oedipus französische Poffen, wie z. B. „Nach Mitternacht“ aufgetischt. In einem Abendziekel trug ein Herr Bauermann österreichische Schnaderhüpfeln mit Zitherbegleitung vor. Ob derselbe einen Brillantring bekommen, wissen wir nicht.

2.

Herr von Holbein über den Verfall der deutschen Schauspielkunst. — Wiener Reiseluft. — Die Staatseisenbahn nach Gräg. — Contract mit Baron Sina. — Verfeinerung der Querbölzer auf den Eisenbahnen. — Karl Ghega. — Verderbtheit der dienenden Classe. — Strichbuben. — Spionerie.

Man hatte sich ganz ungewöhnliche Resultate von der Reise des k. k. Regierungsrathes von Holbein für die hiesigen Kunstzustände versprochen und sieht sich nun hierin sehr bitter getäuscht. Nicht nur hat der Herr Regierungsrath auf seiner Theaterfahrt keine jungen Genies entdeckt, wie wohl Mancher erwartete, sondern auch von den bei dieser Gelegenheit von Seite der besessenen Dichterwelt eingehändigten Manuscripten läßt sich bis jetzt nicht die leiseste Nachwirkung verspüren. Seit vier Monaten, ein beim Hofburgtheater bisher ganz unerhörter Fall, erschien keine Novität, dagegen treiben Claren's Bräutigam aus Meriko und das Hotel de Biburg ihr Unwesen auf den entwürdigten Brettern dieses einst so gepriesenen Kunsttempels. Die nächste Neuigkeit soll ein Drama von Otto Prechtler sein, die Kronenwächter, denen wir nach der Lectüre des gedruckten Manuscripts kein günstiges Horoskop stellen können. Herr von Holbein rechtfertigt die Unfruchtbarkeit seiner Reise durch die verkümmerte Lage der dramatischen Kunst in Deutschland überhaupt; und in der That, wenn das Bild, welches er von den deutschen Bühnenzuständen entwirft, nicht mit allzu grellen Tinten gemalt ist, so kann man den tiefen Fall der Schauspielkunst in Deutschland nicht genug beklagen. Die Schauspieler, welche dieser Sommer nach Wien geführt, schienen dieses Urtheil leider zu bestätigen, denn mit Ausnahme von Waison und Dessoir sind alle tief unter ihrem Ruf geblieben, der in dem papiernen und schreibseligen Deutschland nur zu oft ein blos gemachter ist. Wohl fand Herr von Holbein hie und dort ein junges, zukunftsreiches Ideal, allein sein guter Wille scheiterte dann stets an Nebenumständen, von welchen das Publicum keine Notiz nimmt und nicht nehmen kann, weil dasselbe sie nicht kennt. Als Herr von Holbein in B. ein junges Mädchen engagiren wollte, so beharrte die ganze weit verzweigte Sippschaft, die insgesammt ihr Leben der Muse geweiht hatte, sofort auf Engagement, was wohl um so weniger anging, als die ganze, zahlreiche Familie von Vater, Mutter, Bruder, Schwester, Schwager u. s. w. noch obendrein von Kunstseifer besessen, doch dabei die allermittelmäßigsten Subjecte waren, die am Burgtheater nicht blos gebildet sein, als vielmehr eine glänzende Laufbahn machen wollten. Ein anderes Mal fand er in A. einen jungen Schauspieler, den er als zweiten Liebhaber für Wien gewinnen wollte, doch da meldeten sich binnen vierundzwanzig Stunden so viele Gläubiger, welche vor der Abreise des Histrionen befriedigt sein wollten, daß das

gesamnte Honorar des Dichters Palm nicht ausgereicht haben würde, den Genius aus seinen irdischen Fesseln zu lösen.

Der Fremdenzug war noch in keinem Jahre so bedeutend als in dem gegenwärtigen und die Wiener scheinen ihren Wohnort nur darum in so großer Anzahl zu verlassen, um den Kommenden Platz zu machen. Die Eisenbahnen und Dampfschiffe haben in dieser Hinsicht schon eine sehr fühlbare Nachwirkung, die in dem Maße stärker hervortreten dürfte, als sich die eisernen Arme immer länger nach Süd und Nord ausstrecken. Die Staatsbahn von Murgzuschlag bis Grätz wird sicher bis zum 15. October eröffnet, indem der Hofkammerpräsident Freiherr von Kúbel den Bau seit seiner Inspectionsreise im Juni d. J. dergestalt betrieben hat, daß an manchen Stellen die Zahl der Arbeiter verdoppelt und die Arbeiten bei Tag und Nacht fortgesetzt wurden. Gleichwohl kann eine kleine Strecke bis zu jenem Termin unmöglich befahren werden, weil die schwierigen und gefährvollen Felsensprengungen an der Badlwand am Murufer sobald nicht zu bewerkstelligen sind, ohne die Sache zu überreisen und die Solidität des Baues zu gefährden. Damit jedoch die Communication dadurch nicht um drei Viertel Jahre hinaus verzögert und dem Staate so bald als möglich sein Capital verzinst werde, hat man die Vorsorge getroffen, daß bei der Badlwand einstweilen ein Nothgeleise angebracht und dadurch die Verbindung ohne Beirung der Sprengarbeiten möglich gemacht werde.

Das gesammte Betriebsmaterial ist bereits auf Kosten des Staates aus den Maschinenfabriken in Oestreich, Belgien und England angeschafft und der Pachtvertrag mit dem Baron Sina abgeschlossen. Dieser Contract stellt die ganze Bahnverwaltung auf zwei Jahre unter die vollständigste Controle der Regierung, welche über die Erregung in unmittelbarer Kenntniß bleibt und dem Pächter jede Fahrt nach Stunde und aufgewendeter Dampfkraft vergütet. Ergibt sich nach Jahreschluß ein Ueberschuß, so fällt er dem Eigenthümer, nämlich dem Staate, anheim, stellt sich dagegen ein Deficit heraus, so muß es gleichfalls die Staatscasse tragen. Nach Ablauf des Contracts wird sich sodann ein fixes Ergebnis gebildet haben, welches mit Rücksicht auf die Conjunctionen der Zukunft zugleich den Maßstab an die Hand geben kann, nach welchem ein billiges Abkommen getroffen, aber auch die gesammte Bahnverwaltung an den Staat selbst übergehen wird. Sie sehen mithin, daß der jetzt abgeschlossene Vertrag lediglich ein Versuch ist, bei welchem man die Ertragsfähigkeit der Bahnlinie erproben will und ein festes und sicheres Verhältnis erst zu erwarten steht, wenn die Resultate dieses gegebenen Zeitraums bereits vorliegen und als Grundlage benützt werden können.

Die dem Oesterreichischen Beobachter beigegebene Beilage: Archiv für das Eisenbahnwesen, erscheint leider nur sparsam, ungeachtet der

vom Hofkammerpräsidium ausgegangenen Aufforderung an alle technischen Behörden der Monarchie, ihre Erfahrungen darin bekannt zu machen. Bisher sind nur wenige praktische Ideen darin zum Vorschein gekommen und Neues ist wohl noch weniger zu finden. Der Vorschlag des Bergdirectors von Plenzner in Gmunden, die als Querkölzer beim Unterbau zu verwendenden Baumstämme vor ihrem Gebrauche mittelst Petrificirung in der Soole unverwüßlich zu machen, hat so weit gewirkt, daß auf höhere Anordnung damit im Salzkammergute Versuche angestellt werden, welche bei einem günstigen Ausgang nicht ohne Folge bleiben können. Die in Salzquellen durchsäuereten Hölzer werden vorerst bei der Gmundner Eisenbahn, die nach Linz führt, probeweise in Anwendung kommen, um zu sehen, wie sich ihre Dauerhaftigkeit zu jener der nicht petrificirten Querkölzer herausstellt. Für die Triester und Prager Eisenbahn eignet sich derlei behandeltes Holz schon aus dem einzigen Grunde nicht, weil die Transportkosten aus Oberösterreich, wo allein diese Manipulation im Großen vorgenommen werden kann, indem dort der Salzreichtum so groß ist, daß der Werth der Soole gleich Null steht, so ansehnlich wären, daß die Ersparniß den Mehraufwand kaum decken dürfte. Allein beim Angriff der Staatseisenbahn von Wien nach Salzburg wird die Sache ohne Zweifel praktische Berücksichtigung finden, da sich noch überdem ein reeller Forstnutzen zeigt, weil zur Beizung Nadelholz verwendet wird, während bisher die Querkölzer stets vom besten Eichenholz sein mußten.

Ist demnach das Verdienst des genannten „Archivs für Eisenbahnwesen“ nur ein sehr bescheidenes, so tritt dafür ein von dem Director der Mathematik und k. k. Inspector der österreichischen Staatseisenbahnen, Karl Ghega, herausgegebenes Werk: Die Baltimore-Ohio-Eisenbahn über das Alleghany-Gebirg desto bedeutsamer hervor und wird gewiß in ganz Europa im Kreise der Sachkenner verdiente Aufmerksamkeit erregen. Der Verfasser ist von Geburt ein Venetianer und machte im Jahre 1839 auf Staatskosten eine Reise nach Nordamerika, um das Eisenbahnwesen zu studiren; früher im Dienste der Nordbahngesellschaft, ist er 1842 beim Bau der Staatsbahnen angestellt, und seiner Energie ist es hauptsächlich zuzuschreiben, daß seit einigen Monaten der Bau im Murthale selbst bei Fackelschein betrieben wird. Sein Hauptaugenmerk bei Abfassung seines Buches war auf die Steigungs- und Krümmungsverhältnisse gerichtet, und dasselbe kann darum mit Fug als eine indirecte Lösung des Problems gelten, wie der Sommering, der zwischen Gloggnitz und Mürzzuschlag mitten inne liegt, am zweckmäßigsten zu überschreiten sei.

Allgemein herrscht hier die Klage über die Demoralisation der dienenden Classe, zumal der weiblichen Geschlechts. Viele Familien wissen sich nicht anders zu helfen, als daß sie ihre Diensthofen aus

entferntern Provinzen beziehen und auf diese Weise Leute erhalten, welche noch nicht von Hochmuth, Trägheit und Vergnügungssucht angesteckt sind. Doch kaum sind solche Personen ein Jahr in der Hauptstadt, so werden auch sie von der allgemeinen Verderbniß ergriffen und arden in denselben Lastern aus, wie die Eingebornen selbst. Das Uebel läßt nun allerdings auf eine tiefere Wurzel schließen, und es ist damit gar wenig gethan, wenn man in Klagen über das Sittenverderbniß und den Geist des Ungehorsams ausbricht, von denen die untere Sphäre beherrscht sein sollen; ein schärferes Auge sieht in die Wunde, über deren Eiterung man böse ist, und verlangt eine radicalere Abhilfe, als die, alte Kämmer von Dienstmägden alljährlich mit Prämien zu betheilen. Warum anders strömen täglich Hunderte von Unbeschäftigten in die Thore Wiens, als weil ihnen das Provinzleben keine Erwerbsquellen darbietet? Bedenkt man nun, wie gering die relative Bevölkerung der meisten Theile der Monarchie ist, so muß man allerdings den Kopf schütteln über jene Erscheinung. Pauperismus in den Provinzen, verderbtes, genüßgieriges Gesindel in den Straßen der Hauptstadt, wohin soll dies führen?

Die Wiener Polizei hat sich endlich zu einem heroischen Mittel entschlossen, die Residenz von dem verbrecherischen Theile des arbeitsscheuen Gesindels zu befreien, und ließ vierhundert sogenannte Strichbuben, die Nachts die Straßen unsicher machen, plötzlich aufgreifen und in Ketten nach Triest abführen, wo sie theils zum Seedienst genommen, theils in ein Arbeitshaus auf der dalmatinischen Insel Bissa gesteckt werden sollen. Diese Maßregel ist jedoch nur ein Palliativmittel und wenn sich nur einmal der erste Schreck verloren hat, so wird man schon wieder von nächtlichen Anfällen und Einbrüchen hören. Wie vortheilhaft wäre es darum nicht für die öffentliche Sicherheit, wollte man sich dazu entschließen, gewisse Verbrecher und alle einheimischen Bagabunden entweder an der Militärgrenze oder auf den Küsteninseln des adriatischen Meeres zu kolonisiren. Der Hofkriegsrath hat sich gegen die Zumuthung gesträubt, solche Leute in das Militärgrenzgebiet aufzunehmen, und doch wäre dies noch die beste Manier, die arbeitsscheue Horde zu ordentlichen Menschen zu erziehen; denn die Mehrzahl davon besteht aus solchen Individuen, die der Luxus und das schlaffe Sinnenleben zum Verbrechen geführt haben und die sich ohne Zweifel bessern würden, sobald man sie in einfache Verhältnisse versetzte, wo kein verführerisches Beispiel ihre bösen Lüste reizt.

Unsere Polizei hat sich nach der Meinung des Publicums nur allzulange mit der Bewachung der ehrlichen Leute befaßt und sich bloß durch politische Spionerie, die in Wien bis jetzt wenigstens ganz unnöthig gewesen, ausgezeichnet. Widmet sie fortan dieselbe Thätigkeit, welche sie bisher der Belauschung der achtbaren Stände geweiht, der Aufspürung und Verhütung des Verbrechen, so wird sie sich

den Dank aller Gutgesinnten und den Namen einer Sicherheitsbehörde im wahren Wortsinne verdienen.

II.

Aus Breslau.

Die Reise in's gelobte Land. — Die Mäßigkeit. — Gewöhnlichkeit der Wunder. — Das Ständehaus und die Stände. — Offizier und Denunciant. — Herr von Holbein.

Es gehört eine außerordentliche Geduld dazu, ein Deutscher zu sein. Da hatten wir auf der Reise in's gelobte Land erst drei Schritte gethan, und schon wird der Weg schlüpfrig und wankt unter unseren Füßen. Rückwärts wollen wir nicht, vorwärts dürfen wir nicht. So zwischen Optativ und Imperativ eingekleidet, sitzen wir und zehren an dem Vorrathe unserer Zwerchfälle, in unbehaglicher Stimmung der Dinge harrend, die da kommen sollen. Es wäre den Führern anzurathen, einmal dem Harun al Raschid nachzuahmen und umherzugehen in dem Lager und zu horchen, was darin gesprochen wird. Sie würden sehen, daß wir Recht haben: das Volk murren und will weiter ziehen. Kommt nach Schlessien und überzeugt Euch. Die Mißstimmung hat sich wie ein tödtender Mehlthau auf die Seelen gelagert. So etwas zu sagen verstößt weiß Gott gegen wie viele Paragraphen bekannter und unbekannter Censurinstructionen, aber es ist Wahrheit, eine Wahrheit, die mit Händen zu greifen ist, die auf allen Gassen umherläuft und sich aufdringt, wie ein hungriger Bettler. Ihr stoßt diese bittende Wahrheit von Euch; bedenkt, es gab schon Bettler, welche forderten. Ich begreife nicht, was daraus werden wird, wenn der Rapport zwischen Regierung und Volk noch lange untersagt bleibt. Es kommt ein Tag, wo beide mit Schrecken bemerken, daß sie einander nicht mehr verstehen. In Berlin klagt man über Beschränkungen der Presse; wir haben schon ausgeklagt, unsere Geschichte der Gegenwart liegt von einem großen Censurstriche niedergestreckt lange todt da, nun geht es schon an die Vergangenheit. Thatfachen aus dem Mittelalter werden ausgemerzt, und ich sehe noch die Zeit kommen, wo unsere Censur die Bibel corrigirt. Gott besser's! Manchen Leuten ist es nun freilich lieb, daß so eine Laterne nach der andern ausgelöscht und die Finsterniß immer munkeliger wird. Da haben wir den schlessischen Adel, dessen Ansprüche immer markirter hervortreten, da ist die Geistlichkeit, welche ihren Thron durch zerbrochene Brantweinflaschen erhöht, zwei Potenzen, die um so wuchtiger auf das Volk fallen, je weniger letzteres durch die Presse einen Gegenruck ausüben kann. In Oberschlessien zieht ein Stück Mittelalter nach dem andern ein. Ein katholischer Geistlicher, eine rara avis,

war den Mäßigkeitstendenzen nicht besonders hold und zögerte trotz der Incitationen seiner Amtsbrüder, seiner Gemeinde den Schwur abzunehmen. Was geschieht? Ein frommer Klosterbruder erhält des Nachts eine Visite von der Jungfrau Maria, die zu ihm spricht: Mache Dich auf und bringe dem Pfarrer K. die Nachricht, daß mein geliebter Sohn, unser Heiland, ihn hart strafen wird, wenn er seine Gemeinde noch länger in dem Pfuhl des Branntweinlasters beläßt. Der zögernde Seelenhirt wäre gesteinigt worden, hätte er dieser Stimme kein Gehör gegeben. Die Wunder in Oberschlesien sind etwas so Gewöhnliches, daß man sich gar nicht mehr darüber wundert. Selbst Protestanten, sogar einstige politische Protestanten, wie der Herr Wit von Döring, glauben daran. Dieser bekehrte Erzdemagoge erzählt alten Ernstes im schlesischen katholischen Kirchenblatte, wie einer seiner Knechte deswegen, weil er Branntwein getrunken, während die übrigen sich an Bier erlabt, durch die Rache des Himmels eines schmächtlichen Todes sterben mußte. Wehe, wenn diese Saat des Fanatismus einmal aufgeht.

In Breslau wird ein Ständehaus im großartigen Styl gebaut. Man kann sich eines ironischen Lächelns nicht erwehren, wenn man an dem hohen Kumpfe hinschaut und dabei an den letzten Landtagsabschied denkt. *Quel bruit pour une Omelette!* Das meinen auch die Communen der Städte Schlesiens, wenn sie beschließen: Für das Ständehaus in Breslau geben wir Nichts, „weil wir uns für das Ständewesen, wie es jetzt ist, nicht erheblich genug interessieren.“ Wir kaufen unseren Kindern lieber Nürnberger Spielwaaren.

Verzeihen Sie mir, wenn ich der Tschech'schen Angelegenheit erwähne. Ein Offizier in Breslau konnte sich so weit vergessen, eine höchst unloyale Bemerkung darüber fallen zu lassen, und ein anderer konnte sich noch weiter vergessen und denuncierte diese militärische Vergeffenheit. Ein Kriegsgericht soll über den Casus entscheiden.

Ueber unser Theater werde ich Ihnen nächstens ausführlich berichten. Für jetzt nur so viel, daß mit dem ersten des künftigen Monats der bisherige Geschäftsführer, Dr. Nimbs, dem Herrn von Holtei den Platz räumt.

III.

Aus Berlin.

Rückkehr des Königs und der Königin. — Anekdote. — Gleichheitsinn des Berliner Volkes. — Theaterzustände; die italienische Oper des Königsstädtischen Theaters.

Wir haben in der verwichenen Woche wieder einmal einen Tag gehabt, an welchem sich das Volk von Berlin öffentlich gezeigt hat,

was bekanntlich sehr selten geschieht. Das Volk von Berlin ist vielmehr ein sehr fleißiger und häuslicher Schlag Menschen, der überall zu finden, nur nicht auf Straßen und Promenaden, weshalb auch ein Fremder, besonders wenn er unsere regelmäßige, stille, aber schöne und königliche Friedrichsstadt betritt, selten glauben will, daß innerhalb der Mauern von Berlin nahe an viermalhunderttausend Menschen (mit Einschluß des Militärs und der Fremden) sich befinden. Also in dieser Woche war das Volk wieder einmal auf den Straßen zu sehen, und zwar bei der Rückkehr der Königin nach Berlin — wir sagen nicht des Königs, denn Se. Majestät hatte bereits vierzehn Tage vorher die Mauern seiner Residenz wieder berührt, wollte jedoch den ihm von den Bürgern nach dem Attentate vom 26. Juli bereiteten Empfang nicht annehmen, ohne ihn mit der Königin zu theilen, welche auch die Gefahr jenes Tages getheilt hatte. Das Volk benützt nun solche Anlässe, um sich selbst einmal zu betrachten; andere Betrachtungen kommen freilich nicht dabei vor. Der König und die Königin zeigten sich ihm vom Balkon des Schlosses herab, und das Volk, dessen gemeinsames Gefühl immer ein sittliches ist und dem daher der Mordanfall auf das Königspaar einen sehr natürlichen Abscheu einflößte, begrüßt die von der Hand des Himmels Beschützten mit Jubel, ohne jedoch — und das möchten wir verbürgen — jene sentimentalischen Betrachtungen anzustellen, die ihm der bekannte decorative und phrasenreiche Correspondent der Leipziger Allgemeinen Zeitung unterschob. Welches Gefühl von rechtlicher Gleichheit übrigens im Berliner Volke lebt, beweist nachstehende Anekdote, für deren Wahrheit ich einstehen kann und die dasselbe von dem Volke anderer großen Städte Deutschlands, namentlich Prags, Breslaus u., gewiß zu seiner Ehre unterscheidet. Der Magistrat und die Stadtverordneten hatten nämlich einen großen Zug vom Kölnischen Rathhause nach dem Schlosse veranstaltet. An der Spitze des Zuges befand sich, von Marschällen geleitet, die gesammte Geistlichkeit Berlins: zuerst die evangelische, dann die französisch-reformirte und alsdann die katholische, immer paarweise; hinter den katholischen Kaplänen gingen zum ersten Male bei solcher Gelegenheit auch zwei Rabbiner, als Vertreter der jüdischen Gemeinde, worauf dann erst die Gymnasialdirectoren, der Oberbürgermeister, die Stadträthe und die Stadtverordneten folgten. Das Volk, als es die Männer mit den schwarzthuchnen Talaren und breiten runden Hüten kommen sah, rief sich zuerst etwas verwundert zu: „Die Juden! seht, die Juden!“ Aber bald darauf hörte man auch von vielen Seiten: „Das ist ganz recht! Gleichheit muß sein! sehr schön!“ Und als demnächst eine Deputation der gesammten Geistlichkeit, denen des Magistrates und der Stadtverordneten sich anschließend, zum König hinaufgeschickt wurde, erschienen mehrere Stadtverordnete

und forderten im Namen derselben einen der Rabbiner auf, den deputirten Geistlichen ebenfalls beizutreten, was denn auch geschah und worauf dieser Rabbiner, eben so wie die übrigen Deputirten, vom Könige zur Tafel gezogen wurde. Es ist bei dieser Gelegenheit die Bemerkung gemacht worden, daß seit dem sechszehnten Jahrhundert in Berlin keine Pöbelereyse gegen die Juden vorgekommen seien. Selbst im Jahre 1819, als fast in ganz Deutschland das verrufene Hepp, Hepp! erscholl, hat sich Berlin von diesen Verdunkelungen der Bildung unserer Zeit völlig frei erhalten.

Wie sehr darüber geklagt wird, daß unsere gegenwärtige Theaterverwaltung die Bedürfnisse des Publicums und die Anforderungen der Zeit nicht zu befriedigen vermöge, wissen Sie bereits zur Genüge. Es soll sogar eine Bittschrift an den König zur Unterzeichnung circuliren, worin diese Klagen näher auseinander gesetzt werden, besonders mit Bezug darauf, daß fast gar Nichts für die Würde des deutschen Schauspiels der ersten Bühne der Hauptstadt geschehe und alle Maßregeln nur auf die Vergrößerung der täglichen Einnahme berechnet seien. Die schöne Zeit Iffland's und der Theaterverwaltung des Grafen Brühl dürfte wohl niemals wieder für Berlin zurückkehren; diese war zum größten Theil schon unter der Verwaltung des Grafen von Redern kaum mehr zu erkennen; jetzt ist aber auch nicht die leiseste Spur davon wahrzunehmen, wenn man nicht etwa Madame Crelinger als den letzten Mohikaner aus jener Zeit betrachten will. Welche seltsame Mißgriffe mitunter hier gemacht werden, läßt sich aus dem vielbelachten Factum abnehmen, daß am Tage der feierlichen Rückkehr Ihrer Majestäten, an welchem so viele Neben von allen Seiten gehalten wurden, im königlichen Theater das Lustspiel „Lüge und Wahrheit“ gegeben ward. Indessen läßt sich auch von dem „Königsstädtischen Theater“ nicht sagen, daß es seine Zeit und sein Publicum verstehe; statt sich ausschließlich auf das leichte Fingenspiel und auf die Posse zu legen und diese auf das Beste und Vollständigste zu besetzen, läßt sich der Director dieses Theaters in jedem Winter eine kostspielige Sperngesellschaft aus Italien kommen, die meistens aus mittelmäßigen Subjecten besteht, weil die ausgezeichnetern sich lieber für Mailand, Neapel, Paris oder London engagiren lassen, und obgleich diese Gesellschaft fast immer vor leeren Bänken spielt, muß sich doch das Publicum zwei oder dreimal wöchentlich die ..etti's und die ..ini's vorführen lassen, hlos weil einige vornehme Gönner des Königsstädtischen Theaters Gefallen daran finden. Es ist gar nicht zu verwundern, daß der geniale Beckmann aus Verdruß über diesen Spuk davonlaufen, obwohl das Davonlaufen immer eine unverantwortliche Sache bleibt. J u s t u s .

IV.

„Moritz von Sachsen“ auf der Leipziger Bühne.

Wir haben nun auch Moritz von Sachsen gesehen und müssen der Ansicht unseres Münchner Correspondenten (siehe No. 15.) entschieden beistimmen. Gutmüthige Rücksicht für „das junge Drama“ und auf das unbegreifliche Berliner Verbot *) mag ein Auge zudrücken: als dramaturgische Richter hätten auch wir alle Nachsicht, wenn sie nöthig wäre; indeß verräth der technische Bau des Stückes ziemliche Fertigkeit. Wir haben es mit Anderem zu thun. Grade das, worauf getrumpft wird, was dem Stück die Fürsprache der Liberalen verschaffen soll, die sogenannte Gesinnung, — das ist es, was uns daraus anwidert. Es gibt schlechte Dramatiker, die ihre Freiheitshyrie in dramatische Form kleiden, z. B. Mosen, aber diese Freiheitspoesie ist doch Poesie, unwillkürlich auf das Theater verirrt, innerliche, subjective Wahrheit, nicht kalte, aus Speculation eingeflickte Rhetorik. Mosen's Nienzi ist Mosen, wie, ceteris paribus, Schiller's Posa Schiller ist: sollen wir sagen, Moritz von Sachsen sei Pruz? Das wäre zu bitter, fast eine Injurie. Der Dichter, heißt es, hat die Geschichte zu frei behandelt. Wenn diese nur dabei gewonnen hätte! Aber Karl V., Granvella, Johann Friedrich, Lucas Cranach, — idealisirt hat sie Pruz wahrlich nicht; in der abgeblaßtesten Copie, im schlechtesten Daguerreotypbilde, wären sie ja großartiger, als in dieser freien Mißhandlung. Karl und die Fürsten sind gute Hausväter, Granvella ein schädiger, gemeiner Scherge, der zum Glück, so wie Cranach, selten den Mund aufmacht — es ist eine sinnlose Verschwendung großer historischer Namen und Masken. Wie aber weicht Pruz von der Geschichte ab? Hat er seinen Moritz zu einem Andern gemacht, als der historische war? Sein Moritz handelt so perfid, wie der wirkliche, nur daß er liberal spricht, also bloß charakterloser ist, wie der wirkliche. Er hängt so lange am Kaiser und hat so lange bloß eitle Bittschriften und zarte Verwendungen für die „Freiheit“, bis ihm der kurfürstliche Hut fest auf dem Kopfe sitzt, und er nimmt das Land seines geächteten Oheims mit Bedauern, ja „die Seele bricht ihm“ dabei, aber er nimmt's und wohl bekommt es ihm; als er vom Kaiser Nichts mehr zu gewinnen, das „Waterland“ aber etwas zu bieten hat, ruft er pathetisch: Setz nimm mich hin, mein Waterland!

*) Unbegreiflich, falls es nicht etwa durch die Liberalen selbst erwirkt wurde; denn jenem großen Haufen, bei dem der Liberalismus bloß als moderne fantaisie, als so ein poetisches Ding Werth hat, kann er durch das Pruz'sche Stück leicht verleidet werden. Man gebe es nur recht oft in Berlin; es wird homöopathisch wirken.

Dazu ist das Vaterland gut genug. Allerliebste modern, solch ein industriöser Freiheitsheld! Wer an Moritz's Liberalismus nicht glauben will, sehe nur auf Karl V. Wenn dieser alte Schlaufkopf zuletzt liberal wird und seinen wackeren Schüler Moritz im Namen der „neuen Zeit“ segnet, so muß was dahinter stecken und kann man sich über Nichts mehr wundern. Ein trefflicher Komödienstoff, kein Trauerspiel. Von solchem Gesinnungspomp sich nicht verletzt zu fühlen, ist ganz würdig einer Zeit, die selbst anders spricht und anders handelt. Allein der Beifall der gedankenlosen Masse galt nicht dem Stück, welches sie nicht durchschaute, nur einzelnen Anspielungen und Witzgen, die zwar das gewöhnlichste Unterhaltungsblatt besser liefert, die aber, von der Bühne herab gehört, eine Rarität sind. — Hr. Uram (Johann Friedrich) spielte mit großer Wärme und Natur; Hr. Marx der war als Moritz besser, wie er uns das letzte Mal, als Egmont, erschien; Hr. Marx verbürgerlicht alle historischen Helden, nun gar erst diesen Karl V., wo ihm der Dichter so sehr vorgearbeitet hatte.

— f —

V.

N o t i z e n.

Erwiederung. — Friedrich v. Raumer in New-York. — Berliner Verbot und Tanztieme. — Keine geheime Polizei in Preußen. — Die Judenfrage in Norwegen.

— Kurze Erwiederung auf die Einsendung: „Therese und ihre kritischen Freunde.“ (Brieflich.) Die Ihnen wahrscheinlich aus Hamburg gemachte Mittheilung unter dem obigen Titel trägt so sehr das Gepräge klatschhaft-neidischer Medisance*), daß man als den oder die Verfasserin derselben füglich einen Herrn oder eine Dame aus der „großen Welt“ annehmen kann. Nur persönliche Animosität kann sich berufen gefühlt haben, gegen die in der That sehr anspruchslosen und bescheidenen literarischen Verdienste der Frau von Bacheracht aufzutreten. Die Gesellschaft ist über Nichts leichter „agrier“, als über eine Rivalität, die nicht Jeder mitmachen kann. Einen Shawl sticht die Eitelkeit einer Nebenbuhlerin bald aus; um aber einen Roman, ein gutes Buch auszustechen, muß man Geist haben. Glauben Sie mir, die Einsendung ist aus keiner reinen Quelle geflossen! Uebrigens ist als Verfasser der in der illustrierten Zeitung befindlichen Skizze über Therese nicht der von dem Einsender genannte

*) Obige Berichtigung ist uns von sehr achtungswerther Hand zugekommen; deshalb druckten wir sie wörtlich ab. Der geneigte Leser möge aber selbst urtheilen, ob der Artikel: „Therese und ihre kritischen Freunde“ nicht frei von Persönlichkeiten und bloßer Ausdruck einer rein kritischen Opposition war. Die Red.

Autor verantwortlich, sondern Herr J. Mendelssohn in Hamburg, der frühere Redacteur der „Jahreszeiten“.

— Friedrich von Raumer ist in New-York von den deutschen Amerikanern glorreich gefeiert worden. Er, der noch unlängst in Berlin wider die gefährlichen Studentenideen mitagiren mußte, wurde wie ein alter Burschenschafter mit schwarzrothgoldenen Flaggen begrüßt!, die besonnensten deutschen Zeitungen melden dies und sind patriotisch gerührt über die Blüthe echt deutschen Lebens — in Amerika. Dort hat ja Schwarzrothgold Nichts zu sagen. O Ironie des Schicksals! Hoffentlich wird Herr von Raumer nicht in Untersuchung gezogen werden, wenn er nach Berlin zurückkommt. Sein Sohn brachte einen Toast auf die amerikanischen Frauen aus und der Präsident der Gesellschaft pries Herrn Friedrich von Raumer, daß er nicht nur ein berühmter Gelehrter, sondern ein „schlichter deutscher Biedermann“ sei. Dieser Präsident war natürlich ein Deutscher und hieß Bierwirt.

— Wir haben vorhin offen gestanden, wie sehr uns das neue Pruz'sche Stück mißfallen hat, allein wir müssen auch sagen, das Berliner Verbot desselben ist, wenn der Verfasser nicht angemessen entschädigt wird, in der That unbegreiflich, ist eine schreiende Willkür, die dem Theater und seiner Cantiemeinrichtung allen Credit rauben kann. Das Pruz'sche Drama ist angenommen, von der Theatercensur erlaubt und auf Cantieme der Bühne überlassen worden. Nach der ersten Aufführung wird es plötzlich verboten. Wer entschädigt den Dichter für die Einnahmen, die ihm weitere Aufführungen gebracht hätten? Die Intendantur? Sie ist unschuldig. Das Ministerium? Der König? Soll der Dichter einen weitläufigen und kostspieligen Proceß gegen die Regierung einleiten? Oder soll er sich Seiner Majestät zu Füßen werfen, um aus der Hand der Großmuth als Gnadengeschenk sein wohlverdientes Honorar zu empfangen? Und wo gibt es andererseits eine Bürgschaft gegen einen solchen Unfall? Eine übersehene Anspielung, ein Wort, eine Laune kann ein Berliner Verbot herbeiführen. Wir rathen den dramatischen Dichtern, Stücke, die auf Cantieme angenommen werden, in einer freiwillig erst zu gründenden Verbotsassurance zu versichern. — In Leipzig, wo, unseres Wissens, keine Cantieme, aber seit der Direction des Dr. Schmidt ein verhältnißmäßig anständiges Honorar bewilligt wird, ist das Pruz'sche Drama zwei Mal nach einander bei übervollem Hause gegeben und das erste Mal der zufällig anwesende Dichter gerufen worden.

— Von gewissen Seiten wird oft mit rührender Stimme gepriesen, wie schön es sei, daß es in Preußen keine geheime Polizei

gebe. Angenommen, man könne diesen Versicherungen glauben: was, zum Geier, hilft das, wenn sich öffentliche Charaktere, zu den Diensten einer geheimen Polizei, d. h. zu Angebereien gebrauchen lassen und diese bereitwillig angenommen werden? Beim Militär gibt es geheime Conduitenlisten, aber geheime Polizei? Gott bewahre! Unlängst hat ein preussischer Offizier einen Kameraden wegen einer unbesonnenen Aeußerung denunciirt. Wird der Denunciante quittiren müssen, oder cassirt werden? Schwertlich, aber der Denuncirte kommt vor das Kriegsgericht. Es gibt keine geheime Polizei in Preußen! Herr Geheimrath Wedecke und seine Blutegelsammlung sind bekannt, aber es gibt keine geheime Polizei in Preußen. Der Königsberger Theaterdirector Tiez entfernt sich vor dem Ablauf seines Contractes und wird in Berlin angestellt. Warum? Man sagt, der Mann führe seit der polnischen Revolution ein Tagebuch über „weiße und schwarze Personen“ mit harmlosen Bemerkungen über die Mittel, die „schwarzen“ unschädlich zu machen; und manche Individuen sind auf seine Veranlassung in Untersuchung gekommen. Es gibt nämlich keine geheime Polizei in Preußen.

— Die Judenfrage beginnt jetzt auch in Norwegen debattirt zu werden; es gibt dort weder Juden, noch erlaubt das Gesetz denselben den Eingang in's Land. Damit wird es so streng gehalten, daß vor einigen Jahren ein Schiffbrüchiger, der also ohne eigene Schuld auf die norwegische Küste gerieth, mehrere Monate wie ein Verbrecher gefangen gehalten wurde, weil er Jude war. Diese rauhen Söhne der Freiheit denken aber doch größer, als manches hochcivilisirte Volk, das sich durch fortwährenden Verkehr mit Juden von der Ungerechtigkeit eines summarischen Vorurtheils längst überzeugt haben könnte. Sie sagen, wie ein Correspondent aus Christiania schreibt: Entweder geben wir den Juden mit dem Eingang in's Land alle bürgerlichen Rechte oder schließen sie auch ferner aus. Eine Klasse von herabgewürdigten, unter geringere, bürgerliche oder politische Bedingungen als wir selbst gestellten Leuten wollen wir unter keinem Umstande haben. — Andere Länder sind gewohnt, solche Kastenzustände recht behutsam und fürsichtig zu „conservirén“ und glauben dabei sehr weise und human zu sein. Gegen das Schmäbliche und Engherzige, was in solchem Conservatismus liegt, ist das Gefühl der Norweger noch nicht abgestumpft.

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur J. Kuranda.

Druck von Friedrich Andrá.